



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

An die österreichischen Soldaten in der Lombardei.

(Von einem Wiener Bürger.)

Hoffentlich werdet ihr nun bald aufbrechen, um unter Sang und Klang, das schmucke Eichenlaub am Eschalo, eure Winterquartiere in der Heimath zu beziehen, für deren Wohlfahrt und Ehre ihr so rühmlich gestritten habt. Ehe ihr den ersehnten Rückmarsch antretet, möcht ich euch ein Wort im Vertrauen sagen. Die Armeebefehle und Proclamationen, die vor der Front bei Wachtparaden und andern Gelegenheiten verlesen werden, pflegen euch über Wien nicht viel zu melden, außer daß unser Kaiser jetzt ein constitutioneller heißt. Was euch dagegen durch die dritte Hand, in Gestalt von Aufrufen, Liedern und Jeremiaden geistreicher Offiziere zukommt, fließt nicht aus der lautersten Quelle. Möchte doch ein glücklicher Zufall irgend einem Wiener Freiwilligen, der sich die Zeitungen noch nicht abgewöhnt hat, dies bedruckte Blättchen in die Hände spielen, damit er seinen Kameraden beim Wachfeuer getreulich erzählen kann, was darauf steht. Also hört, Gefreite, Feldwebel und Gemeine; auch für Major und Lieutenant dürfte sich hier manches Wort finden, das zu beherzigen ist.

Kurz heraus, der Teufel will Unkraut unter den Weizen säen; man sucht Militär und Civil mit einander zu entzweien. Eueren Kameraden, die bei uns in Garnison liegen, kann man Nichts vormachen, denn sie sehn mit eigenen Augen, wie's steht. Aber mit Euch in der Fremde ist es anders. Hier in Wien also verbreitet man geräffentlich, daß bei der Armee in Italien die fürchtbarste Erbitterung gegen uns herrsche. Woher eure Unzufriedenheit mit den Staatsangelegenheiten kommen soll, versteh ich freilich nicht, da ihr schwerlich Zeit haben könnt, die Verhandlungen unseres Reichstages mit Aufmerksamkeit zu lesen; eben so wenig werdet ihr an der Etsch und am Mincio durchschaut haben, welche Bewandniß es mit der Hin- und Herreise des Kaisers hatte. Dieselben Leute, welche den kleinen Kindern in Wien mit dem Zorn der Armee drohen, dieselben sind es, welche jenen Zorn erst anfachen möchten. Man hat uns bei euch verklagt, man sagt euch, wir wirtschafteten ärger als Heiden und Türken, wir wären grade so Feinde des Kaisers, wie die Wälschen, mit denen ihr zu thun habt. Ein Offizier in Prag hat sogar in Vers und Reim prophezeit, daß die Armee kommen müsse, über Wien „Gericht“ zu halten und „den gestohlenen Szepter“) zu bre-

*) Die Volkssouveränität.

hen," wenn die Welt nicht zu Grunde gehn soll. Wie der „Ohnehose“ die Arbeiter, so will das Cavallervolk euch Soldaten aufwiegeln. Eins ist so schlecht wie das Andere. Ihr dürft aber von dem ungereimten Zeug, womit man euch in der Lombardei die Ohren vollstingt, nicht den hundertsten Theil glauben.

Auch wir haben für die Wohlfahrt und Ehre der Heimath gekämpft. Ihr werdet wissen, daß Wien eine Campagne, grade so langwierig wie die italienische, durchgemacht hat: eine Campagne gegen einen rechten wälschen Feind voll Feigheit und Hinterlist, einen Krieg gegen Pfäfferei und Höflingsintriguen, welcher mit dem Hinausbombardiren von Metternich erst seinen Anfang nahm. Blut ist dabei nur einmal geflossen und dies wenige Blut floß aus den Adern wehrloser Studenten. Alles ist nicht zu billigen, was nachher geschah. In der Hitze des Kampfes wurde manches tolle Wort gesprochen, geschrien und geschrieben, aber jede Armee hat ihren Troß; überall gibt es Soldaten, die lieber ans Marodiren und Beutemachen denken als an den ehrlichen Dienst, und wenn ein junger Offizier mit Rekruten ins Feld rückt, wird er manchmal zu voreilig ins Feuer laufen oder sich von feindlichen Spionen in den Sumpf führen lassen. Unsere politischen Soldaten sind nun größtentheils Rekruten gewesen, die sich in der ersten Noth selber einzugerecirt. Die hohen Herrschaften, welche über unsere geringsten Schnitzer so giftig herfahren, sollten das am besten wissen, denn sie sind Schuld daran. Sie haben ja mit Fleiß gestrebt, uns in der Politik so dumm als möglich zu machen und so lang als möglich dumm zu erhalten. Unter euch waren Knasterbärte, die im Schlaf ihr Gewehr zu schültern versahen, euer Feldherr ist auch kein Abschütz in seinem Fach gewesen, als ihr im März den famosen lombardischen Feldzug anfangt, und doch habt ihr bis vor wenigen Wochen den Piemontesen fortwährend Lehrgeld bezahlt! Macht euch selber die Augenwundung.

Den hohen Herrschaften freilich hat die Revolution hart mitgespielt. Sie sind nahe daran zu werden wie Unsereins. Wir sehen zwar kein Unglück darin, doch kann ich mich in ihre Lage versetzen. Eure Väter und Brüder werden ihnen nicht mehr robothen, der Bauer wird Pflug, Dreschflegel und Sense die ganze Woche lang seinem eigenen Acker widmen. Vor dem Bürgersohn soll der Cavalier weder im Amt noch im Heer eine Staffel voraushaben. Schon jetzt sitzen im Rathe des Kaisers Leute, deren Vorfahren getagelöhnet oder gefroht haben mögen, und wenn sie Dummheiten machen, können sie sich mit ihren Ahnen nicht entschuldigen. Der Kaiser selbst fragt nicht darnach, ob in ihrem Familienwappen ein Schusterpfriem, Tischlerhobel oder Gänsekiel prangt, sondern er wählt seine Räte und Minister so, wie er und der Reichstag sie gerade brauchen können. Im Gegensatz zu früher ist vielleicht mancher hohe Herr übergegangen worden, weil er sechzehn Ahnen zählt, — was auch eine Unbilligkeit ist, allein man kommt nicht auf einmal mitten in's Gleise der Gerechtigkeit, namentlich wenn man so lange auf der entgegengesetzten Seite unrecht gefahren ist.

Ja, ich glaube gern, daß es weh thut, das Vorrecht der Schooskinder mit einmal aufgeben und die prunkende Pfauenfeder der Bevorrechtung vom Hut nehmen zu müssen. Keinem der Herren verarg ich einen Seufzer darob, allein die Tüchtigen unter ihnen bringen das Opfer und stehen fortan auf sich allein wie der Soldat, welcher von Pitt auf dient; die Schwächlinge, deren die meisten sind, ziehen sich in den Schmolzwinkel zurück und rufen, Desreich ist verloren; die hartköpfigen Egoisten dagegen setzen Himmel und Erde in Bewegung und möchten lieber in einer neuen Revolution das Blut der gesamten Nation an ihren Vortheil wagen, als die erste ruhig und friedlich auslaufen lassen. Sie empört die versöhnende Rückkehr des Kaisers, weil sie hofften, die

Grenzboten. III. 1848.

Abwesenheit des Monarchen werde unsere jungen Tollköpfe zu einem dummen Streich der gefährlichsten Sorte treiben. Sie klammern sich jetzt an eure siegreichen Waffen und wollen an die Armee gegen die Regierung appelliren, welche der Kaiser selbst eingesetzt und anerkannt hat. Sie sind es, welche Wien bei euch verschwärzen, welche euch erbittern und bei der Heimkehr gern in blutige Sündel mit dem Civil verwickeln möchten, um die Gewalt zur alleinigen Richter in einem Proceß zu machen, den sie auf anderem Wege verlieren werden.

Gelänge ihnen dieser Plan, so würden sie aus eurem Sieg über Italien einen Sieg ihrer Rasse, einen Sieg über eure Väter, eure Brüder und über euch selbst machen.

Ja über euch selbst, denn vergeßt nicht, daß die jungen Leute in Wien auch für eure Wohlfahrt und Ehre gestritten haben. Man schildert sie euch als unreife naseweise Schulknaben, die Soldaten und Barrikaden spielen, schwere Säbel übers Pflaster schleppen, die sie nicht zu schwingen vermögen, Pulver und Blei im Munde führen, ohne viel davon gerochen oder gekostet zu haben, und sich wie die Herren der Monarchie gebärden, ohne sie beherrschen zu können. Es ist einige Wahrheit in diesem Bilde. Dennoch bitt ich euch, verfare eure Zunge ja recht säuberlich mit diesen Knaben, welche die Rathlosigkeit der Alten gezwungen hat, sich an's Ruder zu stellen, und ihr werdet eurer Würde nichts vergeben, wenn ihr gelegentlich vor ihnen das Gewehr präsentirt oder die Hand an's rechte Ohr legt. Diesen Schulknaben sind eure Musketen nicht ganz handgerecht, eure Säbelgriffe nicht recht geläufig, aber sie führen andere Waffen, mit denen sie manchen rühmenswürdigen Sieg ersochten haben, — ohne euch und doch für euch. Allen Respekt vor dem greisen Helden Radetzky, alle Achtung vor dem eisernen Fürsten Windischgrätz, alle Bewunderung vor dem aufsteigenden Gestirn des Kroatenritters Jellaczky. Aber die Taktik Radetzky's, die Bomben Windischgrätz's und die kühne Begeisterung Jellaczky's zusammen hätten nie und nimmer einen Feind geschlagen, der euch verderblicher war, als Carlo Alberto, vor dem selbst Todesmuth im Felde und graues Haar nicht immer schützen konnten, und den die entschlossene Hand jener Knaben gebrochen hat. Tausende unter euch müssen sich noch der schwachvollen Niederlagen erinnern, welche die österreichische Armee von ihm erlitt, ohne Hilfe oder nur Sympathie bei ihren damaligen Allirten im Norden zu finden; umgekehrt, so oft sie geschlagen wurde, erhob sich das Zischen und der Hohn ringsum bei den Nachbarn, so daß sie zuletzt gewöhnt ward, diesen Feind für unüberwindlich zu halten. Ihr wißt wohl, wen ich meine, denn Schamröthe überfliegt eure tapfere Stirn: ich meine den schlanken Sohn des Waldes, den Haselstock — und Alles, was drum und dran hing.

Habt ihr Lust, die Wiener Schulknaben dafür zu züchtigen? Wollt ihr „zu Geacht sitzen“ über der revolutionären Hauptstadt und „den gestohlenen Zepter brechen,“ wie jener Offizier auf dem Gradschin fang, um dafür den Zepter des Korporals wieder in seine alten Rechte einzusetzen?

II.

Portraits aus der Berliner Constituante.

5. Sydow. Der Berliner Spießbürger ist anerkannter Maßen ein gutmüthiges Geschöpf. Es ist schwer, sein durch viele kühle Blonden verdünntes Blut in heftige Wallung zu versetzen. Er selbst kennt diese seine Bonhommie und rühmt sich ihrer gewöhnlich in kritischen Augenblicken, wo er, aufgeregt durch irgend ein außergewöhnliches

Ereigniß, eben im Begriff ist, seinen Fäusten freien Spielraum zu geben. Die Reminiscenz an Müttern soll ihm in derartigen Zeitpunkten als niederschlagendes Pulver dienen. Aber wenn Sie wollen, daß er auf einmal alle diese Erinnerungen von sich wirft, jeden friedlichen Zug aus seinem Angesichte verbannt und plötzlich als der alte kriegsmuthige Brandenburger dasteht: so dürfen Sie das Gespräch nur auf den Hofprediger bringen. Das Auge sprüht Zorn, die rechte Hand ballt sich krampfhast, in-
 desß die Linke einen Ihrer Rockknöpfe ergreift, um der Aufmerksamkeit des Hörers besser versichert zu sein, der Fuß stampft voll Aerger den Boden und dann beginnt er mit den stereotypen Worten: „Seh'n Sie, gleich nach der glorreichen Revolution da hat der Mann eine Leichenpredigt gehalten, daß mir die Thränen über die Backen gelaufen sind. Damals war er freilich noch nicht Deputirter: er wollt' es erst werden — und wir Berliner mit unsrer gewohnten Gutmüthigkeit ließen uns richtig von dem Zungen-
 drescher beschwagen.“ Der Gedanke an sein gutes Herz versetzt den Mann in eine komische Verzweiflung; er schlägt sich ein paar Male heftig gegen die Stirne und schüttelt den Kopf sorgenvoll, ehe er in seinen Tiraden weiter fortfährt. Endlich schließt er mit der Phrase: „Pfaffe bleibt doch Pfaffe!“ und zur Bekräftigung des Gesagten reißt er den bewußten Knopf ab und gibt Ihnen einen Schlag auf die Schulter, als wenn Sie selbst der angeklagte Abgeordnete wären. Hüten Sie sich vor Widerspruch! sonst kommt es zu einer viehischen Keilerei: denn in diesem Monate ist bei dem Berliner von der vielgepriesenen Gutmüthigkeit keine Spur mehr zu finden. —

Dem Mann ist sein Zorn auch nicht zu verargen. Ein Deputirter Berlin's, der die glorreiche Revolution nicht anerkennen will! Und dann diese theologische Zähigkeit: nachdem der Hofprediger sich einmal glücklich in die Kammer hineinbugirt hat, ist er gar nicht mehr wieder herauszuschaffen. Der radikale Pöbel prügelt ihn durch: er erklärt, das sei nur ein „Rückschlag des Vertrauens“ gewesen, der ihn mehr erfreue, als betrübe — man gibt ihm ein Mißtrauensvotum: er hebt die Hände gen Himmel und betet: „Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“ Diese Herzenshärtigkeit ist es, die den Berliner zur Verzweiflung gebracht hat über den ungerathnen Sohn der Revolution. —

Wie sein Nachbar Baumstark empfängt auch er seine Instruktionen vom Ministertische. Sorgfältig lauscht er bei jeder Frage auf die Erklärungen des Kabinetts und bei der Abstimmung richtet er sich stets nach den Lehren, die er von dorthier empfangen. Am auffallendsten zeigte sich dies bei den Verhandlungen über die Abschaffung der Todesstrafe. Als Reichensperger vorschlug, dieselbe für Mord und Hochverrath beizubehalten, war Sydow einer der wenigen, die dies Amendement unterstützten. Aber er hatte sich diesmal verrechnet. Im Laufe der Debatte erhob sich Märker und hielt seine prächtige Rede für Aufhebung der Todesstrafe. Bald darauf bestieg unser Deputirter die Tribüne und erklärte sich in einem langen und langweiligen Kanzelvortrage, während dessen ein großer Theil der Kammer frühstücken ging, gegen alle Kapitalstrafen. Zu seinem Unglücke hatte er auch jetzt noch nicht den rechten Fleck getroffen; Märker erhob sich noch einmal und verlangte die Beibehaltung der Strafe für den Kriegs- und Belagerungszustand: und Sydow — wunderbar zu sehen — stimmte nunmehr gegen den Antrag von Jonas, der die Hinrichtungen für immer beseitigen wollte. —

Sie kennen Rousseau's Ausspruch: Niemand hat es bei Umgehung von Pflichten leichter, als der Philosoph. Er stützt den Kopf in die Hände, spricht zu sich selber: Philosophous un peu! und bald ist er mit seinem Gewissen im Reinen. Dem ge-

möhnlichen Menschen geht diese Fähigkeit ab, durch gelehrte Gründe schwarz in weiß zu verwandeln. — Das sind herrliche treffende Worte, aber sie gelten für jeden Doctrinär — für den theologischen so gut, als für den philosophischen. —

Diese theologische Seite ist es, die Sydow von Baumstark unterscheidet. Baumstark trägt seine Arroganz offen zur Schau und wird dadurch so lächerlich, daß man ihm nicht ernstlich zürnen kann. Bei Sydow dagegen liegt sie versteckt hinter dem Schleier der christlichen Demuth, hinter dem Scheine und den Manieren der Pietät. „Ich will auf mich laden den Schein eines Reaktionärs, will auf mich laden den Schein eines Lokalpatrioten“ das sind Worte der Selbsterniedrigung — aber diese ist ihm, um mit dem Sprichworte zu reden, nur die Wurst, mit der er nach dem Schinken wirft. Diese Herren sind stets bereit, das Kreuz Jesu Christi zu tragen — vorausgesetzt, daß die Welt in ihnen dann auch einen neuen Messias erblickt und ihre Wunden vergoldet. Woher sonst der Stolz auf die niederträchtigen Prügel vom 9. Juni? dieses häufige Hinweisen auf die Gefahren seiner Stellung? Endlich diese allgemeine christliche Menschenliebe, die er stets zur Schau trägt, die ihn aber nicht verhindert, gelegentlich recht giftig zu sein?

6. Schlink. Von den verschiedenen Originalen der äußersten Rechten ist der Herr Oberappellationsgerichtsrath eins der merkwürdigsten. Der Staatshämorrhoidarius aus den fliegenden Blättern, wie er leibt und lebt — auf der Tribüne die genaue Kopie der Scene, wo der erste sich zum mündlichen und öffentlichen Gerichtsverfahren vorbereitet. Ein breiter, staubiger, in sich selbst zusammengesunkener Altentoß, oben drauf eine Perücke, die in allen Farben des Regenbogens schillert. Selbige Perücke ist übrigens für seine Partei eine Art telegraphisches Signal. Sobald diese, oder auch der ehrenwerthe Abgeordnete selbst sich in irgend einer bedeutenden Verlegenheit befindet — was, beiläufig gesagt, bei dem letzteren stets der Fall ist, sobald er die Tribüne besteigt — so beginnt er die Zierde seines Hauptes mit großer Behemung hin und her zu zerren; in besonders kritischen Momenten nimmt er sie auch mitunter ab, um sich den Kopf kratzen zu können. Kurz, will man beim Eintritte in die Versammlung wissen, wie es der äußersten Rechten geht: so darf man nur nach Schlink's Perücke sehen; die Signale, die sie gibt, sind zwar complicirt und nicht leicht zu verstehen, aber sehr genau. Um den Mund, der an ungebührlicher Breite Alles übertrifft, was ich noch gesehen, hat Schlink denselben Zug ärgerlicher Verbissenheit, der sämmtliche Ultras der Rechten charakterisirt. —

So viel von den Aeußerlichkeiten des würdigen Mannes. Was seinen inneren Gehalt anbetrifft, so steht nur so viel fest, daß er eine ungemeine Gewandtheit darin besitzt auf Tagesordnung anzutragen. Sie ist ihm ein Universalspecificum, das in allen Fällen helfen soll. Mag die äußerste Linke einen ungemein dringlichen Antrag stellen auf Einführung der Republik oder auf Abschaffung der Konstablers: Schlink erhebt sich und schlägt vor, zur Tagesordnung überzugehen — gleichviel, ob die geringste Aussicht vorhanden ist, damit durchzubringen, oder nicht. Das größte Aufsehen erregte es, als er dies Hausmittelschen auch bei dem Antrage Vissels auf Abschaffung der Todesstrafe anwenden wollte. Jedermann sah voraus, daß er kaum ein paar Duzend Stimmen für sich haben würde: nichts desto weniger kam Schlink wieder die Tribüne heraufgepolstert. Er blickte diesmal ganz besonders grimmig drein, weil er den kläglichsten Ausgang seines Unternehmens ahnen mochte. Sonst pflegt er bei dergleichen Gelegenheiten immer nur auf der Tribüne herumzustampfen, wie ein Pferd in der Tretmühle, sich bald zur Rechten, bald zur Linken, bald zum Centrum zu wenden und, die Bewegun-

gen seiner Beine immer mit den entsprechenden Wendungen der Perücke begleitend, fortwährend die Worte zu wiederholen: „Meine Herren! Sie müssen auf einen Antrag eingehen! Sie müssen zur Tagesordnung übergehen!“ Diesmal aber, in Betracht der Wichtigkeit des Gegenstandes, ließ die „wandelnde Tagesordnung“ — sein stehender Name bei den Journalisten — sich so weit herab, auch Gründe für seine Meinung anzugeben, obwohl diese bei ihm eben nicht so häufig wie Brombeeren sind. —

Die Gründe waren denn auch in der That so subtiler Natur, daß sie einem Staatshämorrhoidarius alle Ehre machten. „Wenn Sie die Todesstrafe abschaffen, so müssen Sie die ganze Skala der Strafen heruntersetzen. Das aber können Sie nicht anders bewirken, als durch die neue Kriminalgesetzgebung. Wenn Sie also jetzt vorher die Kapitalstrafen aufheben, so begehen Sie eine Ungerechtigkeit gegen alle Verbrecher geringerer Art; denn diese haben alsdann auch gerechten Anspruch auf Verminderung des sie treffenden Strafmaßes.“ — Das war dem Berichterstatter Schornbaum doch etwas zu viel. „Also, meine Herren, der Peter sei zum Tode verurtheilt und der Paul zu 6 Wochen Gefängniß. Wenn Sie nun dem Peter die Hinrichtung erlassen, so kann der Paul sagen: Halt! dann muß ich blos 5 Wochen und 6 Tage eingesperrt werden. Wenn ich aber meine vollen 6 Wochen absitzen soll, so muß der Peter auch geköpft werden. Das ist mein Recht und das kann ich nach allen Regeln der Billigkeit fordern. — Meine Herren, wo bleibt da die Logik?“ — Unter schallendem Gelächter besteigt Schlink nochmals die Tribüne. „Ich hätte von einem Berichterstatter Anstand und Würde erwartet.“ Natürlich unterbricht ihn der donnernde Ruf: Zur Ordnung! „Nun,“ spuckt er giftig heraus, „so will ich nur sagen, daß der vorige Redner mich karrikirt hat.“ Wer sich die unglückselige Persönlichkeit in diesem Augenblick ansah, die Perücke nur noch zur Hälfte auf dem Kopfe und den Mund vor lauter Aerger und Ingrimm bis in die Nachbarschaft der großen Ohren ausgedehnt: dem mußten diese Zweifel aufsteigen, ob selbst die geschickteste Hand hier noch im Stande sei zu karrikiren. Mit diesen heftig hervorgestoßenen Worten läuft Schlink von der Tribüne herunter, ohne in gewöhnlicher Weise auf jede Stufe zu trampeln. Durch solche ungewohnt rapide Bewegung aber kommt der Altentrost aus dem Gleichgewicht und purzelt hin — die Perücke kopfüber! — Der „Tageschriftsteller August Buddelmeyer mit'n großen Bart“ hat offenbar Unrecht, wenn er in seinem neuesten Pamphlet der Nationalversammlung sagt: „An denn, sehn Sie, die Todesstrafe schaffen Sie ab um uns quälen Sie zu Tode mit Ihre präpliche Langweiligkeit! Des is en ochtiger Widerspruch!“ Dierschte, Pieper, Schlink und Consorten haben wenigstens keine Schuld an dieser Langweiligkeit.

Neben seinen Gegnern in der Kammer und auf den Tribünen aber hat der arme Oberappellationsrath noch einen viel schlimmeren Feind, vor dem er in beständigem Entsetzen schwebt: und das ist die herannahende Cholera morbus. Ueberall hin verfolgt ihn das drohende Schreckgespenst. Mag der Unglückliche die Rednerbühne besteigen oder sein hohes Himmelbett — post equitem sedet atra cura: selbst an der Tafel verläßt sie ihn nicht. „Ob die Cholera auch wohl nach Berlin kommen wird?“ fragte er neulich bei Tische den Doctor Angelstein. — „Ganz gewiß!“ war dessen lakonische Antwort. Schlink legt das Messer hin und zupft die Perücke nach der rechten Seite. „Ob auch wohl Deputirte daran sterben werden?“ — „Ganz gewiß!“ — Schlink läßt auch die Gabel fallen und zieht seine Kopfbedeckung links hin; dann wischt er sich den Angstschweiß von der Stirne. „Viele, Herr Doctor?“ stöhnt er endlich noch mit sichtlicher Anstrengung hervor. — „Zwei Drittel bis drei Viertel,“ erwidert der

maliciöse Arzt. „Aber das schadet nichts, die Herren haben ja Stellvertreter.“ — Doch Schlink hat die letzte Blasphemie nicht mehr gehört; er ist zusammengesunken im Sessel, ohnmächtig und baarhäutig.

Und so saß er, eine Leiche,
Vor dem Teller da —
Nach dem Braten noch das bleiche
Starre Antlitz sah! —

7. Szumann. Für gewisse Journalredacteurs gäbe es keine bessere Kur, um sie von ihrer philanthropischen Schwärmerei für Polacken und Slovaken, Walachen und Baschkiren, Italiener und Zigeuner zu heilen, als wenn man sie zwänge, den Sitzungen unserer Nationalversammlung regelmäßig beizuwohnen und namentlich das Interpellationsfieber der Polen auf der äußersten Linken genau zu beobachten. Sie würden auf diese Weise doch vielleicht ein anderes und richtigeres Bild von den verschiedenen Nationalitäten erhalten, als sie bisher in ihren Blättern zum besten gaben. Ich meinerseits bin, wie die Meisten, welche das Volk aus der Nähe kennen, nur eines Interesses für die Polen fähig und dies concentrirt sich in dem Wunsche, wir Deutschen könnten sie los werden, nachdem wir sie zum Abschlusse eines vortheilhaften Handelsvertrages gezwungen. Größeren Nutzen würden wir auf diese Weise sicher von ihnen haben: aber leider bleibt das ein *pium desiderium* wegen unserer Grenzen und Rußlands Nachbarschaft. Die Kosmopolitiker würden die arme Jungfrau Germania bald von Haus und Hof wegphilosophiren und, gleich dem alten Lear, obdachlos in die Fremde stoßen, wobei es noch zweifelhaft bleiben mag, ob sie der Geplünderten nachher ins Elend folgen oder die Rolle der ungerathenen Kinder übernehmen würden. Dennoch wünschte ich, daß auch die Nationalen den Satz beherzigen möchten, daß Freiheit nicht bestehen kann ohne Gerechtigkeit und daß die letztere sich heute auf eine bessere Basis stützen muß, als auf die Verträge von 1815. Die Nationalität ist allerdings die Grundlage der Bewegungen von 1848: nur muß man das Wort richtig verstehen und nicht jede Bewegung, die ein paar czechische Gelehrte oder polnische Räuberbanden veranlassen, unter diesem ehrenden Namen begreifen. Wo aber die Erhebung eine wirklich nationale ist, da muß man sie gewähren lassen, so weit die Sorge für eigene Sicherheit es irgend gestattet: ein Volk, das dieselbe unterdrücken will, wird zum Selbstmörder an der eigenen Freiheit. Jede Unterjochung einer fremden Nationalität führt auch im Innern bald wieder mit unabweislicher Nothwendigkeit zum alten Polizeibeamten- und Militärstaate. Man kann die Politik der heiligen Allianz nicht in einer Richtung verwerfen und in der andern beibehalten. Wollte man sie aber weiter fortführen, so hätte man auch die Diplomaten der alten Schule mit in den Kauf nehmen sollen: in ihrem Genre waren sie unübertrefflich.

So schwer die Grenze hier aber auch mitunter zu ziehen sein mag: über die Schilderhebung in Posen muß Jedermann jetzt im Klaren sein, wenn man sieht, zu welchen Mitteln die polnischen Deputirten greifen, um das Benehmen ihrer Landsleute zu rechtfertigen und das ganze Odium für alle beklagenswerthen Vorfälle den Deutschen aufzubürden. Schon an und für sich waren die ewigen Interpellationen über jene Ereignisse im höchsten Grade unnütz und lästig: das Reichsministerium hatte zu wiederholten Malen erklärt, daß alle diese Thatfachen noch aus der Zeit des Belagerungszustandes datirten und aufs strengste untersucht werden sollten — die Versammlung selbst hatte zu diesem Behufe eine Commission niedergesetzt: nichts desto weniger kamen die Herren von der äußersten Linken immer wieder auf diesen unerschöpflichen Tiraden

quell zurück. Ja, als ein Mitglied vorschlug, alle Anträge in Betreff der posenischen Angelegenheiten sofort jener Untersuchungscommission zu überweisen — da erklärten die Polen, sie würden austreten, wenn die Kammer darauf einging. Heißt das nicht mit dürrer Worten bekennen: Wir sind nur hier, um Skandal zu machen.

Den Höhepunkt der Lächerlichkeit und Widerwärtigkeit erreichten diese Auftritte bei der Rede des Abgeordneten Szumann. Der hochbetagte Mann mit eisgrauem Barte und spärlichem Haare besteigt, auf seinen Stock gestützt, von der äußersten Linken her die Tribune, um dort, als Interpellation an das Staatsministerium eine lange Schaudergeschichte zum Besten zu geben über den kläglichen und beweglichen Mord eines Koches mit unaussprechlichem Namen. Der Unglückliche ist 61 Jahre alt gewesen, hat einen Bruch gehabt und trotz dieser wohl zu berücksichtigenden Eigenschaften ist er von Herrn v. Treskow am 18. Mai 1846 p. C. n. zu Schubin — nicht etwa schlechtthin ermordet, nein, zu Tode geprügelt worden. Die ganze Geschichte mit Bruch und Allem wird so umständlich beschrieben, daß man lebhaft an die Leierkastenbilder erinnert wird, die sich auf unsern Jahrmärkten mitunter herumtreiben und der neugierigen Menge allerlei Mordthaten zur besseren moralischen Ausbildung möglichst veranschaulichen. Jedermann hört mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu: einige Damen fallen in Ohnmacht, Journalisten und Stenographen können die Feder nicht schnell genug führen, um der Nachwelt die entsetzliche Schandthat genau aufzubewahren und kein Wort des slavischen Cicero zu verlieren. Endlich ist er fertig und die Zuhörer sehen sich mit entsetzten Blicken an. Jeder, von dem Gehörten erhitzt und aufgereggt, glaubt im Nachbar einen Mörder zu finden. Die Radikalen lächeln triumphirend und erwarten voll selbstbewußter Ruhe, ob das Ministerium in der That auch aus diesem Labyrinth von Anschuldigungen einen Ausweg entdecken werden.

Doch die Extreme berühren sich! Dem Entsetzlichen folgt das Lächerliche, der Tragödie das Satyrspiel. Schade nur, daß eine Nationalversammlung eben nicht der geeignetste Ort für dergleichen spaßhafte Intermezzos ist! Gefler, aus dem rechten Centrum, nimmt das Wort und beweist durch authentische Actenstücke, daß der schreckliche Mörder am 14. Mai nicht zu Schubin, sondern zu Frankfurt a. M. war, der Koch mit dem Bruch und dem unaussprechlichen Namen dagegen ganz wohl und gesund ist. Man hört ihm zu, anfangs ungläubig und kopfschüttelnd; man sieht sich verwundet an; die armen Literaten seufzen *oleum et operam perdidit*! — bis endlich von allen Seiten ein krampfhaftes Lachen losbricht. Gefler deponirt inzwischen seine Papiere mit unerschütterlicher Ruhe auf dem Bureau und fährt dann fort: „Schon im Mai brachte Herr Szumann diese Verleumdungen vor!“ Dies Wort ergreift die äußerste Linke, um ihrem Parteigenossen zu Hilfe zu kommen. „Zur Ordnung!“ schallt es aus ihren Reihen, während der alte Szumann sich mühsam bis an die Tribune hinschleppt und wüthend mit seinem Stocke in der Luft gestikulirt. Rechte, Centrum, Minister und Zuhörer vermehren den Lärm durch ihr lautes Gelächter. Die Ultras der Linken, in ihrer eignen Schlinge gefangen und bemüht, ihre Niederlage durch Schreien und Toben zu verdecken, gewähren einen gar zu komischen Anblick. Der Präsident bittet vergebens um Ruhe, bis endlich seine Klingel die Ordnung wieder herstellt. — „Nun wohl!“ fährt Gefler mit größter Kaltblütigkeit fort, „es kommt mir auf das Wort nicht an. Also, schon im Mai brachte Herr Szumann diese Unwahrheiten vor.“ Lärm und Gelächter beginnen aufs Neue, wiederum schwingt der unglückliche Pole seinen Stock gar martialisch über seinem Haupte. Endlich ermahnt

Grabow den Redner zur Mäßigung und dieser schließt: „Also, schon im Mai brachte Herr Szumann diese Erfindungen vor.“ —

Herr Szumann aber mit seinen Erfindungen verschwand und ward nicht mehr gesehen — wenigstens nicht auf der Tribune. —

III.

Literarische Novitäten.

a) Politik.

- 1) Verfall und Verjüngung. Studien über Oesterreich in den Jahren 1838—48. Von Pipiz. Zürich, Schulthess.

Die junge Freiheit hat die österreichische Presse mehr quantitativ als qualitativ gefördert; an nichtswürdigen Schmierereien kann Wien jetzt selbst mit Leipzig wetteifern. Einiges Schimpfen auf die Schwarzen, die Reaction u. s. w. und der Literat ist fertig. Früher mußte sich die freisinnige Presse vor den Verfolgungen der österreichischen Bureaucratie in's „Reich“ flüchten; sie schmuggelte sich kümmerlich ein, aber sie war gezwungen, durch intensiven Werth zu ersetzen, was ihr an äußerlicher Verbreitung abging. Herr Pipiz gehörte zu den wackern „Ausländern“, die Jahre hindurch von dem fremden Asyl aus an der Regeneration ihres Vaterlandes arbeiteten. Die vorliegende Schrift enthält eine Sammlung seiner früher in Zeitschriften vertheilten Arbeiten, die für die Kritik des alten Oesterreich von großem Werth sind und außerdem die angenehmen Formen eines gebildeten Geistes tragen. Wir kommen wohl noch gelegentlich einmal darauf zurück. Außerdem hat der Verfasser seine Ansicht über die gegenwärtige Lage Oesterreichs hinzugefügt, die von zu großem Interesse ist, um sie hier zu übergehen. Zu dem „wohlmeinenden“ Text: „Ein österreichischer Staat in dem Sinn, wie es ein Frankreich gibt, ist eine Unmöglichkeit,“ fügt er die „schwarzen“ Anmerkung hinzu: „Nur dann ließe sich vielleicht ein solches Oesterreich, wenigstens in annähernder Gestalt, zu Stande bringen, wenn Ungarn auf seine abgesonderte Stellung verzichtete und das Band einer Verfassung alle österreichischen Länder umschlänge. In diesem Falle dürften aber auch die deutsch-österreichischen Provinzen keinen Theil des deutschen Bundesstaates bilden, sondern Deutschland müßte sich damit begnügen, daß Oesterreich mit ihm in ein Schutz- und Trugbündniß träte.“ — Er betrachtet dann die zweite Eventualität: „Wenn man den Staat auf die Dauer ordnen will, so muß man die von der Natur und der Geschichte vorgezeichneten Verhältnisse zur Grundlage nehmen. Ist es so schwer diese Verhältnisse zu erkennen, so schwer sich ihnen zu fügen? Freilich werden in unsern Tagen die einfachsten Begriffe verwirrt und es sind eine Menge Wortscheidmünzen im Umlauf, die gleich dem österreichischen Kupfergeld ein ganz anderes Gepräge tragen, als ihrem eigentlichen Werthe entspricht. Betrachtet man z. B. die Abgötterei, welche mit dem Worte „Nationalität“ getrieben wird, so sollte man glauben, daß die ganze Welt im Begriffe stehe, das Beispiel der Indianer Amerikas nachzuahmen und sich in Clane aufzulösen und nach Stämmen zu regieren. Was Jahrhunderte lang zusammengehörte, soll sich auf einmal trennen, nicht wegen unvereinbarer Interessen, sondern weil die „nationale Selbstständigkeit“ es verlangt. Im Namen der „nationalen Selbstständigkeit“ reißen sich die Lombardei und Venedig von Oesterreich los und laden sogar Abgeordnete aus Südtirol, Triest und Syrien zu einem italienischen Congresse nach Rom ein; „nationale Selbstständigkeit“ schreibt Ungarn auf sein Banner, wenn

überhaupt noch von einem Ungarn die Rede sein kann, da sich die dortigen Slawen mit Berufung auf den nämlichen Grundsatz gegen die Magyaren erheben, und die Balachen, wenigstens in Siebenbürgen, bereits mit denselben Ansprüchen auftreten; für „nationale Selbstständigkeit“ möchte der sarmatische Adel seine Bauern in den Kampf führen, die jedoch thörichter Weise den österreichischen „Stoß“ der polnischen „Peitsche“ vorziehen; im Namen der „nationalen Selbstständigkeit“ endlich unterdrücken die Tschechen in Böhmen ihre deutschen Mitbürger und halten in Prag einen panslawischen Congress ab, der sich mitten in Deutschland um Deutschland so wenig kümmert, wie um China. Dies Alles geschieht angeblich, um den österreichischen Kaiserstaat zu kräftigen und vor dem Zerfalle zu bewahren; nur die Italiener sind aufrichtig genug, um aus ihren Absichten kein Hehl zu machen. Diese sind dem Gesamtstaate im Grunde nicht gefährlicher als jene, welche die Magyaren hegten und die Tschechen im Bunde mit den Slowaken, Croaten und Sloweno-Serben zu verwirklichen streben. Wären die Magyaren, die Deutschen und die slawischen Stämme — wir berücksichtigen hier nur diese drei Nationen, obschon am Ende auch die Eigener gleiches Recht hätten auf „nationale Selbstständigkeit“ — geographisch von einander geschieden oder trennbar, so könnte man sich eine politische Sonderung, die indessen allen weit mehr Schaden als Nutzen brächte, wohl gefallen lassen; aber die Vermischung ist so weit gediehen, daß es nicht möglich ist, irgend eine Grenzlinie zu ziehen. Es bleibt also, da man mit ethnographischen Theorien nicht ausreicht, nichts übrig als sich bei der Geographie und der Geschichte Rathes zu erholen, denen doch nicht aller Einfluß auf die Staatenbildung abzusprechen ist. . . . Warum haben die Urheber der Verfassung vom 25. April darauf so wenig Rücksicht genommen? Warum haben sie die deutsch-österreichischen Provinzen mit Galizien und Dalmatien verschmelzen wollen? . . . Diese beiden Länder durften mit den deutsch-österreichischen Provinzen nicht in den gleichen Verfassungstigel geworfen, sondern Galizien mußte mit einer eigenen Verfassung bedacht, Dalmatien hingegen mit Ungarn vereinigt werden. Dadurch hätte sich auch die Frage, in welches Verhältniß Oesterreich zu Deutschland treten soll, von selber gelöst, und es wäre tschechischen Uebergriffen nicht minder wirksam vorgebeugt worden, wie polnischen Ränken. . . . Also ein dreitheiliges oder lieber dreieiniges Oesterreich mit drei Verfassungen und drei Reichstagen für drei von einander unabhängige, aber durch ein föderatives Band, gemeinsame Organe zur Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten und die gleiche Dynastie mit einander verknüpfte Ländervereine, und Beibehaltung des Verhältnisses, in dem einer derselben zu Deutschland steht. . . . Beschränkt der constituirende Reichstag seine Wirksamkeit nicht auf die deutsch-österreichischen Provinzen, sondern will er, mit Ausschluß der ungarischen Länder, alle übrigen, also auch Galizien und Dalmatien, in den Kreis der neuen Verfassung ziehen, so scheint uns, um einen Zusammenstoß zwischen den drei Hauptnationen des Kaiserstaates oder Unterdrückung einer durch die andere zu verhüten, die Errichtung einer ersten Kammer am gerathensten, die jedoch, nach dem Vorbilde des amerikanischen Senates und des schweizerischen Ständerathes, eine Staatenkammer werden muß. Es müßten sie Abgeordnete der einzelnen Provinzen bilden, und zwar für jede derselben gleich viele, ohne Rücksicht auf die Zahl der Bevölkerung. Ferner müßten dann die provincialständischen Versammlungen jedenfalls beibehalten und mit so erweiterten Befugnissen versehen werden, daß sie jeden Angriff auf die „nationale Selbstständigkeit“ ihrer Committenten kräftig zurückweisen könnten. Will der constituirende Reichstag ein dauerndes Werk schaffen, so muß er es auf die breiteste Basis

stellen. Darunter verstehen wir keineswegs allgemeines Wahlrecht. Die Vertheidiger desselben bedenken nicht, daß sie schon inconsequent sind, wenn sie das weibliche Geschlecht ausschließen; sie bedenken nicht, daß allgemeines Wahlrecht eigentlich gar nirgends besteht. . . . Wir begreifen nicht, wie man dem Staate zumuthen kann, von Leuten, denen er so wichtige Befugnisse anvertraut, auch nicht die geringsten Bürgschaften zu verlangen."

- 2) Republik und Königthum. Ein Blick in die deutsche Gegenwart. Von Anton Gubig. Berlin, Vereinsbuchhandlung.

Trotz seiner demokratischen Sympathien entscheidet sich der Verfasser nach ruhiger Untersuchung für constitutionelles Königthum und zwei Kammern, dagegen für Ausbildung eines freien Gemeindelebens und erklärt allmälige Aufhebung der socialen Gebrechen für die Hauptaufgabe des neuen Staats. Die Grenzboten sind mit diesen Ansichten vollkommen einverstanden.

b) Poesie.

- 3) Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von W. F. Palmblad. Aus dem Schwedischen. 2. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Dem Inhalt nach ein sehr interessantes Buch. An die schöne Geliebte August des Starken und ihre Familie knüpfen sich eine Reihe wunderbarer Abenteuer und Zustände, die in dem geistlosen Leben jener Uebergangsperiode — vom westphälischen Frieden bis auf Friedrich den Großen — die eigentliche Poesie ausmachen. Glücksritter von Geburt, Talente, Kunst und Geist zogen von einem Hof zum andern, und wie am grünen Tisch wechselte die Chance von Liebe, Ruhm, Ehre und was sonst den Menschen befeelt, so lange kein allgemeiner Gedanke auftaucht. Es war ein wilder, etwas wüster Raufsch, der aber in seiner Erscheinung nicht gemein genannt werden kann. Schon mehrfach hat man diese Figuren zu romantischen Zwecken benutzt — ich erinnere vor Allem an Steffen's „Familie Walsath und Leith.“ An Reichhaltigkeit wird das vorliegende Gemälde nicht leicht übertroffen werden. Es bewegt sich an den Höfen von Schweden, Dänemark, England, Frankreich, Spanien, den kleinen deutschen Höfen und überall ist mit großer Sachkenntniß und lebendiger Anschaulichkeit das charakteristische Leben der Zeit gezeichnet. Nur die Form des sonst so vortrefflichen Buches ist nicht zu billigen. Entweder müßte der historische Stoff nur frei benutzt und zu einem poetischen Kunstwerk verwandelt werden, oder die Darstellung müßte sich streng historisch halten; das Einmischen romantischer Formen — wenn auch die historische Treue nicht verletzt wird — schadet der künstlerischen Einheit, die bei einer historischen Schrift eben so wesentlich ist als bei einer Novelle.

- 4) Eine Mutter vom Lande. Erzählung von Josef Rant. Leipzig, Brockhaus.

Der Verfasser hat das Verdienst, die Auerbach'schen Dorfgeschichten nach Oestreich verpflanzt zu haben. Heuer ist ein schlechtes Jahr für ein isolirtes Gemüth, um so mehr, wenn es allzusehr Manier wird, sich in unausgesetzten Diminutiven und honigsüßer Sprache geltend macht. Blauer Himmel, grüne Bäume, brave Menschen, durch einigen Schmerz gesalzen u. s. w. Man möchte sagen wie zur Köchin: Ein recht hübsches Gericht, aber serviren Sie es nur nicht zu oft.

5) Ernste Geschichten. Vom Verfasser der „Polengräber.“ Leipzig. Thomas.

Gruel aus dem Czarenreiche, nebst den traurigen Folgen, die eine solche Wirthschaft für das Gewissen und das Gemüth billiger Weise haben muß. Darstellung etwas jugendlich.

6) Victor. Von Titus Ullrich. 2. Auflage. Berlin, v. Schröter.

Ein Produkt jener krankhaften Zeit, die wir glücklicher Weise hinter uns haben und als solches von Interesse. Die damalige Poesie zehrte theils von den Wünschen, denen sie Gestalt zu geben suchte, theils von der Verlehrtheit der Zustände, die sie darum nicht objectiv machen konnte, weil sie selber zu sehr darin befangen war, um Humor zu haben. So blieb denn ein ewiges Drängen, Sehnen, man wußte nicht recht wohin, ein Unbehagen, das eben so miserabel war, als die Zustände, denen es entsprang, knabenhaftes Uebersprudeln, mit altkluger Suffisance auf eine höchst unangenehme Weise gepoart; scheinbare Excentricität des Gefühls, die sich namentlich in der Noheit der Formen geltend machte und hinter den Floskeln geistige Armuth, höchst prosaische Denkweise, eine Unreise, welche die Poesie bei allen gebildeten Leuten in Verruf brachte, wo man nicht durch eine glänzende Form geblendet wurde. Emancipirte Frauen haben an dergleichen Geschmack gefunden. Dieses Gedicht, unbeschreiblich lebern und inhaltlos, gibt auch darin von dem Blödsinn der überwundenen, ebenfalls lebernen und inhaltlosen Zeit ein gutes Bild, daß es von der Polizei verboten und verfolgt worden ist. Der Held des Gedichts ist der homme incompris, der Prophet der neuen Zeit, der von der Gegenwart nicht begriffen wird; wie ein Karl Moor in Tertia vor den reactionären Pädagogen keine Gnade findet. Er sagt:

Es warne immerhin Bedächtigkeit
Und spöttle, wenn mir's nicht beliebt zu hören,
Und laure schadenfrohen Blicks dem Ausgang!
Ich weiß: ich steh allein, es tritt
Kein Heer in meine Spur, mein Odem schwillt
Nicht zum Commando-Donner, — ich, ein Einz'ger!
Und doch ist mächtiger Erfolg wie oft
Ein ries'ger Minenaufsprung, den ein Fünkchen
Vom unterird'schen Schlumberbett erweckt
Zur Auferstehung, die in starken Armen
Urplötzlich Thurm und Mauer, Mann und Roß
Und all' des gift'gen Hasses Pestilenz
In weitem Griff empor zum Himmel führt.

Ferner:

Es sei! ich wag's!
Hin geh' ich, hin zum Volke! Reden will ich
Vor Allen frei! Ins Ohr des Marktes singen
Ein Lied von andrem Text und andrer Weise,
Als euch gespielt die hohen Musikanten,
Die unterthänigsten Gehorsams-Geiger,
Die falschen Staats- und Völkerglücks-Posauner!
Ein andres Lied, ihr Herren Orpheusjünger,
Die ihr die wilden Bestien all' befänftigt
Mit Kling und Klang, bis auf die Eine nur,
Die wildeste von allen just, — den Hunger!
So daß, wenn diese knurrt, kein Rath euch bleibt
Als ihr aus eurer Leyer straffen Saiten,
Den gnädigen Erlösungsstrick zu drehn! —

Endlich zum Schluß:

O langsam, langsam wallt der Völker Zeit,
 Das ist's, — zu Thaten ist sie spät bereit,
 Und Kühnheit muß verderben!
 Ich konnte säen nur ein freies Wort,
 Vom Leben stamm't's, das Leben nährt es fort,
 Die Zukunft einst zu erben!
 Indes zur Grube fährt noch dies Geschlecht
 Vielleicht, dem ihr das schlimmste Urtheil spricht,
 Verdammter und Verbannter:
 Ein ganzes Volk ruft „Morituri Te“
 Durch meinen Mund, und duldet Kampf und Weh,
 Und ich bin sein Gesandter!
 Genug! Gesprochen ist der letzte Gruß!
 Gestählt, gestreckt der Arm, gestemmt der Fuß,
 Laßt los die Bestien schießen!
 Für jede Wunde, die ins Herz mir riß,
 Was auf dies Eine Haupt herniederblitzt,
 Einst Tausend werden's büßen!

7) Gedichte von B. Carneri. Leipzig, Brockhaus.

Hier liegt kein übertriebenes, maßloses Hinausdrängen, keine Feuersbrunst, keine Gährung. Hier athmet man überall den stillen Frieden, der einer guten Seele ziemt. Man höre:

Im Sommer.

Wie drückt mich der Sommer nieder,
 Die Hitze ist entsetzlich;
 O, käme bald der Winter wieder
 So freundlich und ergötlich!

Sie ist so schön, die stille Zeit,
 Wo in argloser Heiterkeit
 Man sich vereint im trauten Zimmer
 Und bei gedämpftem Lampenschimmer
 Sein Pfeifchen raucht, sein Liedchen singt,
 Und, wenn man liebt, ein Liebhoch bringt
 Und friedlich schwagt und fröhlich lärmt
 Und sich am Ofen wärmt.

Derselbe Gedanke und ähnliche werden in den übrigen Liedern mit mehr Feierlichkeit und Würde ausgedrückt. Was hier heiterer Scherz, ist dort motivirte Empfindung. Die Sammlung ist übrigens ziemlich stark und enthält alle officiellen Gattungen, Balladen, Romanzen, Sonette, vermischte Gedichte u. s. w. Der Dichter drückt sich selber über seine Werke folgendermaßen aus:

Epilog.

Wann ich, Lieder, euch durchfliege,
 Reut mich Eins. Wer sollt' es denken,
 Daß mich Härten, Fehler selbst,
 Nicht so tief empfindlich kränken?

Gerne hätt' ich auf die Reise
 Euch mehr Frohsinn mitgegeben;
 Seht mir's nach, weil wortgetreu
 Ich euch nahm aus meinem Leben!

Durum! sed melius sit patientia
 Quidquid corrigere est nefas.

8) Deutschland und Freiheit. Preisgefänge von Adolf Peters. Dresden, Kori.

Der Dichter beginnt: „Wir schweben im Sturm der Völlergeschicke, das Weltmeer tobt und die Massen krachen. Viele Fahrzeuge durchkämpfen den Ocean, zwei Riesenschiffe vor allen. Boran das kühnste, der gewaltige Segler, mit der stolzen Tricolore über tausend geöffneten Feuerschlünden. Es ist der Columbus im Zeitenmeer, er sucht die neue Welt der Freiheit. Ihm folgt das schwerere Riesenschiff. An seiner Stirne steht Germania. Es hißt im Gestirn die Flagge auf: Schwarzrothgold. Ja, altes Reich, nur einiger, mächtiger, lehre wieder!“ Das wird denn in zwei Liedern: „Die ewigen Säulen“ und „Vaterland und Freiheit“ weiter besprochen. Recht schöne Verse und gute, vortreffliche Gesinnung. Dann werden diese Oden in einigen Selbstrecensionen vom Standpunkt der Moral und des Metrums kritisch beleuchtet. Druck und Papier untadelhaft.

9) Auferstehung im ersten Jahre des Heils. Ein Cyclus von Gedichten von L. Meyer. Breslau, Schumann.

Wenn die vorige Sammlung sich mehr im Allgemeinen hielt, sich mit Gott, Freiheit und Tugend zu thun machte, so werden wir dagegen hier in das Detail eingeführt. Pius IX., Dupont de l'Eure, Lamartine, Arago u. s. w. werden poetisch beleuchtet, auch die sociale Frage; Börne wird ein Denkmal gesetzt, die Wiederherstellung Polens empfohlen und selbst Rußland die Befreiung von der Knete prophezeit, alles in recht schönen Strophen und auf feinem Papier. Das Genre in diesen sämtlichen Viedersammlungen ist übrigens Anastasius Grün, mit einiger Beimischung von Herwegh, Körner und Schiller.

IV.

Aus Prag.

1.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt man hier die ungrischen Vorgänge, und ich glaube, sie sind für uns nicht ohne Wichtigkeit. Die magyarisische Souveränität wird bald ein kurzer Traum gewesen sein. Schon kündigt sich die Katastrophe in Mesáros, des Pesther Kriegsministers, Antrag an, wornach die magyarischen Truppen in ihrem alten Verhältniß zur österreichischen Armee bleiben sollen. Wenn Mesáros mit seiner Proposition auf dem Reichstage fällt, so tritt vielleicht Kossuth als Premier noch einmal auf die Bresche des Ultramagyarenthums. Kossuth Acheronta movebit. Aber umsonst. Wenn nicht der Himmel einfällt oder die Hölle, die er einmal anrief, ihm durch eine unerwartete Explosion zu Hilfe kommt, wird er den Krieg gegen österreichische Banknoten und kroatische Säbel nicht lange fortführen, sondern gemäßigten Magyaren Platz machen, welche die Kräfte ihres Stammes nicht bombastisch überschätzen und mehr praktischen Eifer für die Interessen Ungarns als theatralischen Haß gegen Oestreich an den Tag legen.

Die Magyaren werden also Ungarn nicht von der Monarchie losreißen, sondern, wie es der Wunsch aller übrigen Völlerschaften zwischen den Karpathen und der Save ist, in den allgemeinen Staatsdingen von Wien abhängen. Demokratischen Entwicklungen geschieht hiemit nicht der leiseste Abbruch, nur der terroristischen Magyarisirung wird dadurch Einhalt gethan. Ein Vordringen der panslavischen Flut darf man von dieser kleinen Demüthigung des herrischen Reitervolks nicht fürchten, denn die Kroaten

sind erstens nicht panslawistisch, sondern bloß gut kaiserlich, zweitens hat ihre Nationalität nie Proselyten gemacht und endlich werden sie an den Deutschen in den Städten und an den Magyaren im flachen Lande immer noch ein hinlängliches Gegengewicht haben.

Glauben Sie nicht, daß den Ultrazechen die Niederlage der gefassten Magyaren Wasser auf die Mühle sein wird. Wenn Oesterreich den Slaven Südbungarns gleiche Rechte mit den übrigen Stämmen verschaffen kann, so hat es mit ihrem Liebhäugeln nach Böhmen herüber ein Ende; und welchen Köder hätte ihnen dann die russische Propaganda vorzuhalten? Ferner wird das Beispiel Ungarns eine unberechenbare moralische Wirkung üben. Es war eine vorrevolutionäre Tradition, daß die Völker nur durch den Zerfall der Monarchie frei werden könnten; das Streben nach vollständiger Unabhängigkeit schlummerte überall in den Gemüthern der nationalen Schwärmer. Wie die jungen Freiheitshelden in Wien für das unmittelbare Aufgehn in Deutschland den Kaiser sammt der Monarchie und den Provinzen gemischter Zunge geopfert hätten, eben so gern hätten die Czechomanen ein nagelneues Reich mit Mähren und Schlessen gegründet. Die Magyaren rückten bloß plumper und offener mit ihren heißen Wünschen heraus, als die übrigen Völker, und erreichten mit einem Sprung das ersehnte Ziel, um nach kurzer Zeit einzusehen, daß ihre Lossagung von Wien ihre Vernichtung durch die Slaven herbeiführen könnte.

Die Rolle, die der magyarische Adel seit 1830 spielte, war ein gewaltiger Sporn für den Liberalismus sowohl als für den Ehrgeiz der Stände in Böhmen gewesen. Thun und Pulszky bekämpften, aber entflammten einander auch zu analogen Tendenzen. Als die Magyaren endlich 1848 mit so leichter Mühe eine souveräne Stellung errangen, konnte dies Ereigniß nicht ohne Rückschlag auf die czechische Nationalität bleiben. Aber die Revolution scheint bestimmt, auf ihrem eisernen Gange auch manche Illusionen zu zertreten, die aus dem wohlbegründeten Mißvergnügen in der faulen Zeit Metternich's entstanden waren. Es zeigt sich jezt, daß die einzelnen Stämme und Provinzen mit eigenen Kriegs- und Finanzministerien nicht wirtschaften können, daß nicht jede kleine Nationalität einen besondern Staat zu bilden vermag; auch die kleine, sporrenflirrende, ritterliche Nation der Magyaren nicht. Der einseitige Nationalfanatismus würde, auf die Spitze getrieben, die Monarchie zwar sprengen, aber weder Slaven, noch Deutschen noch Magyaren zu Gute kommen. Der Magyar soll in Ungarn den Kroaten und Illyrier so wenig beherrschen, wie der Czeche den Deutschen in Böhmen. Er hatte in früherer Zeit ein Privilegium vor den Erbländern voraus, dies wird er verlieren, indem auch die Letztern in ihren innern Angelegenheiten selbstständig werden.

Die Czechomanen, scheint es, haben also ihre goldenen Träume von einem westslawischen Reich aufgegeben, wenigstens für dieses Jahr. Ihre ganze Leidenschaft ist jezt ausschließlich gegen Windischgrätz gerichtet, welchem sie das Wort „Verschwörung“ nicht verzeihen können. Es hat keine Verschwörung Statt gefunden, es ist Alles Lüge und Verleumdung, was man uns nachsagt, wir sind und bleiben loyaler als die Wiener, Beweis ist die anständige Haltung unserer Abgeordneten auf dem Reichstage. So hört man von Tausenden, Männern und Frauen, versichern, die allerdings bei einer Verschwörung nicht in Masse theilhaftig sein konnten. Was liegt auch daran, ob eine förmliche Verschwörung mit dem nöthigen geheimnißvollen Apparat dazu stattfand, oder nur das stillschweigende Einverständnis einer fanatischen Bevölkerung. Die allmätige stille Freilassung der Zuingefangenen beweist weder für noch gegen sie, da bis jezt kein einziges Untersuchungsprotokoll veröffentlicht wurde. Die Karrikaturen auf Windischgrätz äh,

eine stellt ihn mit einem geschossenen Boß unterm Arm vor — die Erklärungen der Bürgerversammlung und der Prager Frauen, werden doch keine Thatfachen ungeschehen machen, oder kann man die zahllosen Gewaltthaten der Swornost gegen deutsche Personen, Zeitungen, und Vereine, die Phantastereien und Aufhebungen des Slavencongresses oder die Aufwiegelung der Bauern mit einem Mal für Mythen ausgeben? Wir sind mit der Regierung vollkommen einverstanden, wenn sie den Schleier der Amnestie über das Geschehene wirft, vorausgesetzt, daß zugleich künftigen Tollheiten gehörig vorgebeugt wird. Die böhmische Frage wäre damit erledigt und wir würden uns Deutschland so weit anschließen, als die Monarchie überhaupt thun wird.

Nächster Tage wird das erste Organ für deutsche Interessen in Böhmen, von zwei Mitgliedern des constitutionellen Vereins redigirt, erscheinen. Hoffen wir, daß die Czechomanen gegen das Blatt keine Barrikaden bauen.

Die abscheulichen Scenen in Kollin haben hier einen höchst peinlichen Eindruck gemacht. Der Gründer und frühere Redacteur der Grenzboten und Mitglied des Frankfurter Parlaments, Kuranda, wurde von einer ohne Zweifel durch „loyale“ Czechomanen aufgehegten Pöbelbande zwei Tage lang im Gasthause belagert und insultirt, der Angriff ging weit über die Grenzen gewöhnlicher Parteidemonstrationen hinaus. Er selbst entkam mit Noth den Fäusten der edlen Patrioten; seine alte blinde Mutter und seine neuvermählte Frau werden zu erzählen wissen, wie zartfühlend und tolerant der stoßböhmische Pöbel ist. Schufelka interpellirte darob den Justizminister Bach auf dem Reichstage und verlangte ein besonderes Gesetz zum Schutz von Parlamentsmitgliedern, allerdings eine seltsame Forderung, denn außerordentlichen Schutz gegen Pöbelangriffe, Ragenmusiken und ähnliche Annehmlichkeiten gibt es auch für Minister nicht, da er nur durch Präventivmaßregeln ausführbar wäre. Vermuthlich brachte Schufelka nur den Vorfall zur Sprache, um in Gegenwart der czechomanischen Prager Abgeordneten einer Entrüstung Luft zu machen, die er ihnen in Prag nicht ohne Gefahr hätte bezeugen dürfen. Schufelka ist selbst ein Böhme; er und Schilling haben in Frankfurt den Prager Ultras härtere Dinge gesagt, als Kuranda. Wie würde es ihnen ergehen, wenn sie nach Böhmen kämen, um die czechische Toleranz auf die Probe zu stellen?

Mit Genugthuung erwähne ich übrigens eine Maßregel des Ministeriums, welche eine Begünstigung der Czechen scheint, aber nur ein Act der Gerechtigkeit ist. Sie wissen, daß nach den Junitagen eine Anzahl Prager Studenten summarisch unters Militär gesteckt und nach Italien expedirt wurde. Ich hatte damals in den „Grenzboten“ meine volle Entrüstung über diese Brutalität à la Kaiser Franz I. ausgesprochen, welche das Heer zu einer Strafanstalt herabsetzte und den verführten jungen Leuten gegenüber eine nach der Revolution unverzeihliche Willkür war. Jetzt hat das Ministerium verfügt, daß allen, auf diese Art gepreßten böhmischen Studenten freistehen solle, die Armee zu verlassen. Die meisten werden wohl von dieser Erlaubniß Gebrauch machen, besonders da der italienische Krieg allem Anschein nach zu Ende ist und ihre neuen Kameraden es ihnen nicht als Feigheit anrechnen können, wenn sie den weißen Kittel ausziehen und auf des Kaisers Commißbrot verzichten.

So eben höre ich, daß unsere czechischen Patriotinnen wieder eine Versammlung gehalten und beschlossen haben, eine Deputation mit einem Protest gegen die Kundmachungen des Commandirenden nach Wien zu senden. — Eben so protestiren die Mitglieder der Swornost gegen ihre Auflösung. —

(Stimme eines böhmischen Patrioten.)

Mein Standpunkt ist der deutsche; aber nicht etwa aus dem Grunde, weil mein deutsches „Gemüth“ vor einer Trennung von dem großen germanischen Gesamt Vaterlande zurückbebt, oder weil meine gewohnte Denk- und Anschauungsweise sich durch das in verschollenen Costumen und Swornostmügen kundgegebene asiatische Heimweh der Cechomanen verletzt fühlt — sondern hauptsächlich deshalb, weil ich die Ueberzeugung hege, daß durch die Aufrechthaltung des mehr als 800jährigen Verbandes Böhmens mit Deutschland für die politische Wohlfahrt, für die geistigen und materiellen Interessen meiner Heimath am besten gesorgt sein wird. Nicht nationale Begeisterung für die deutsche Sache im engeren Sinne, nicht bloße Cechophobie und ängstliche Sorge für die Beeinträchtigung des deutschen Elementes in Böhmen ist es allein, die mich auf diesen Standpunkt stellt; denn dann wäre ich ja mit meinen Antagonisten in gleichem Falle, und dürfte ihnen ihre Begeisterung für den Slavismus und ihre nationale Scheu vor dem Aufgehen in Deutschland nicht im Mindesten verargen: — meine Beweggründe sind vielmehr rein patriotisch, und ich wünsche den innigen Anschluß Böhmens an Deutschland, weil ich als Böhme, d. i. als Bewohner dieses Landes, die Vortheile einsehe, die derselbe meinem Vaterlande und dem hart bedrohten Oestreich überhaupt bringt. Mir ist Böhmen als Land und Volk ein streng einheitlicher Begriff, und ich mag mir mein Vaterland nicht eigensinnig zersücken und verkleinern, wie es die Czechen durch ihr rücksichtslos fanatisches, die Deutschböhmen durch ihr theilweise unvorsichtiges Benehmen gethan haben, so daß bei beiden die Fremde schon innerhalb der Landesgrenzen anfängt, und der angebrannte Pfeil des Facialis hier auf vaterländischen Boden fällt.

Nur von diesem Standpunkte aus könnte sich, meiner Meinung nach, die deutsche Partei ein moralisches Uebergewicht über die Czechen verschaffen. Aber eben deshalb, weil die in Aussicht gestellte Vereinigung mit dem wiedergeborenen Deutschland von den Deutschböhmen und östreichischen Deutschen überhaupt mit vorherrschend nationaler Begeisterung aufgenommen, und auf diese Art das einige Deutschland zu einer Gefühlssache gemacht wurde, mußte den anders fühlenden Slaven das Verständniß dafür abgehen, und dem Germanismus der bisher nur specialhistorische Slavismus mit der schroffsten Bestimmtheit, und mit naturwüchsigter Derbheit sich entgegenstellen. Die Anschlußfrage wurde nun zu einem Gegenstande der wärmsten Sympathien einer-, und der wüthendsten Antipathien anderseits; sie war der ruhigen Discussion, dem politischen Verstande immer ferner gerückt, jemehr das Gemüth, in dem das Nationalgefühl sein Wesen treibt, sich dieser Frage bemächtigte. Wir müssen unsere Nationalität wahren, so riefen die Deutschen, und legten das schwarz-roth-goldene Band an; wir müssen dasselbe thun, schrien die Czechen, beriefen den Slaven-Congreß, und schwenkten die blau-weiß-rothe Fahne. So war denn die deutsch-nationelle Begeisterung wenn auch nicht die Mutter, so doch die Amme der Czechomanie; und so kam es denn, daß die Czechen den Refrain des Arndt'schen Vaterlandsliedes dahin corrigirten, daß sie sagten: Des Deutschen Vaterland muß kleiner sein, weil es nur so weit reichen könne, als die deutsche Zunge Lieder singt. Daß aber die deutsche Zunge in Prag keine Lieder singe, davon lieferten sie durch den bekannten Gassenhauer: „Suselka nám piše“ einen eclatanten Beweis. —

J. B.

Verlag von F. L. Herbig. — Redacteurs: Gustav Freytag und Julian Schmidt.
Druck von Friedrich Andrä.